

Studien- und Begegnungsreise
mit dem **Haus der Stille** in die

UKRAINE

29. April - 9. Mai 2007

**Beim Mittelpunkt Europas
oder
Wo Österreich einst
an Russland grenzte**



Schachspielende Männer im Park in Lviv/Lemberg

Reiseaufzeichnungen von
Hans Waltersdorfer



DER FRIEDE WARTET AUF SEINE ERBAUER



Vorbemerkungen

Kontakte nach Osteuropa gehörten von Anfang an zu den Verbindungen vom Haus der Stille, v.a. durch das Engagement von P. Karl Maderner, der als Franziskaner (teilweise im Auftrag seiner Ordensprovinz) regelmäßige Kontakte zu Mitbrüdern im damals noch kommunistischen Ostblock unterhielt. So kam es bereits in der unmittelbaren Gründungsphase des Hauses der Stille (Vereinsgründung 1977, Eröffnung des Hauses 1979) zu Jugendtreffen in **Jugoslawien** (Herzegowina) und im Gegenzug zur Teilnahme dieser Jugendlichen an den ersten „Tagen der Begegnung“ im Haus der Stille. In den ersten 10 Jahren gab es regelmäßige Jugoslawienfahrten der Hausgemeinschaft.

Die Umbrüche in Osteuropa führten im Februar 1990 zu einer spontanen Fahrt mit 4 Kleinbussen voll Hilfsgütern nach **Rumänien**. Es war der Beginn eines langjährigen Engagements und Austausches in Rumänien.

Im Lauf der Jugoslawienkriege in den 1990er Jahren geriet auch **Bosnien-Herzegowina** wieder stärker ins Blickfeld und wurde Ziel mehrerer (Hilfs-)Fahrten. Der Aufbau von Franziskanerklöstern in **Weißrussland** gab uns im Jahr 2004 die Möglichkeit, mit einem jungen Franziskaner dieses Land zu bereisen. Die Idee für regelmäßige Studienfahrten in uns noch unbekannte Länder des Ostens war geboren. Es folgten Reisen in die Ukraine (2007), nach Bosnien (2009), Albanien und Kosovo (2013). Bei diesen Reisen wurden teils bestehende Beziehungen aufgefrischt, teils neue geknüpft, manche davon mit langjähriger Nachhaltigkeit.

Die im folgenden dokumentierte Reise in die Ukraine im Mai 2007 wurde ermöglicht durch **Gottfried Prenner**, einen ehemaligen Zivildienstler im Haus der Stille, der durch sein persönliches Engagement in verschiedenen Hilfsprojekten zu einem profunden Kenner der Westukraine geworden war. Unsere lokalen Begleiter vor Ort war zunächst **P. Sergej**, ein junger griechisch-katholischer Priester, der seine Pfarrgemeinde und seine Familie (Frau und vier Kinder) eigentlich in Nowosibirsk hat und nur in die Ukraine gekommen war, um an Exerzitien teilzunehmen. Aufgrund einer Verletzung unseres ursprünglich geplanten Reisebegleiters **Prälat Jozef Svidnitzki**, der sich dann beim zweiten Teil der Reise zu uns gesellte, sprang P. Sergej spontan ein und ließ sich auf das Abenteuer mit diesen sonderbaren Menschen aus Österreich ein. Das waren: **P. Karl Maderner, Colette Brun, Hedi Mislik und Hans Waltersdorfer**.

Ein bleibendes Zeichen der Verbundenheit von dieser Reise ist die alte Scheibtruhe aus dem ehemaligen Dominikanerkloster Pidkamin, die in Verbindung mit vielen anderen Friedenssymbolen zu einem Mahnmal für den Frieden auf unserem Friedensplatz beim Haus der Stille geworden ist.

Da ich mir das Führen eines persönlichen Reisetagebuches bei allen Reisen (auch im Urlaub) schon früh zu einer guten Gewohnheit gemacht habe, sind die Eindrücke von dieser Reise neben den zahlreichen Fotos auch schriftlich festgehalten.

Unter dem Eindruck des brutalen Angriffskrieges Russlands auf die Freiheit und Souveränität der Ukraine in diesen gegenwärtigen Tagen habe ich diese schriftlichen Aufzeichnungen mit einigen Bildern angereichert und stelle sie allen Interessierten zur Verfügung mit dem Wunsch: „Möge Frieden auf Erden sein“ - aktuell ganz besonders für die Menschen in der Ukraine: für Prälat Jozef (so er noch lebt), für die Brüder und Schwestern in Schönborn, für Igor, Marko und Lesja aus Lviv, für die fröhlichen Schwestern mit ihren schrulligen Kopfbedeckungen aus Brody, für die jungen Franziskanerbrüder, für den Mann in Murafa, der sich voll traurigem Stolz mit seinem wertvollsten Besitz, einer Kuh, ablichten ließ, für die leidgeprüften Alten und die zukunftsfrohen Kinder und die vielen anderen namentlich unbekannt Menschen auf den beinahe 3000 Fotos, die auf dieser Reise entstanden sind, und für die Menschen in Kiew und im weiteren Osten des Landes, wohin wir damals nicht gekommen sind...

Hans Waltersdorfer, 28. Februar 2022

Anmerkung: Die Schreibweise der Ortsnamen folgte in meinen ursprünglich handschriftlichen Aufzeichnungen den uns damals zur Verfügung stehenden Unterlagen. Sie wurden in der vorliegenden Version der Schreibweise auf Google Maps angeglichen, um sie leichter auffinden zu können.

Sonntag, 29.4.2007

Direkt vom Haus der Stille in die Ukraine

Abfahrt sofort nach der Messe, ca. 12.45 Uhr

Problemlose Fahrt: Budapest: 17.00 Uhr, ukrainische Grenze 21.15 Uhr

Grenze ohne Problem: Papierl ausfüllen, Passkontrolle, Kontrolle der Fahrzeugpapiere – das war's!

Strecke Haus der Stille – Mukacevo (Mukatschewe) ca. 660 km

Wir sind jetzt hier bei einer kleinen Gemeinschaft, Priester und (Laien-) Schwestern aus Deutschland. Böse Überraschung: Prälat Josef Svidnitzki, der uns ab morgen begleiten sollte, hatte gestern einen Unfall – jetzt wird ein anderer Priester kommen.

Montag, 30.4.2007

Mukatschewe und Umgebung: Schönborn, Pausching, Sinjek

7.30 Uhr Morgenlob, 8.00 Frühstück gemeinsam mit der Gemeinschaft hier im Haus: 4 deutsche Schwestern (eine nicht da), 3 indische Schwestern, 3 oder 4 Priester (2 waren da). Die Gemeinschaft heißt „Gemeinschaft Stabat Mater“.



Die Schwestern führen uns nach dem Frühstück durch das Dorf. Das Dorf heißt **Schönborn**, liegt etwas außerhalb der Stadt Mukatschewe, ca. 400 Einwohner. Folgende Gebäude bzw. Projekte in diesem Dorf werden von der Gemeinschaft betreut:

- Park Anneliese: auf der ehemaligen Müllhalde angelegt, erst im Aufbau: Blumenbeete, Steingarten u.a. > Arbeit und Beschäftigung für Dorfbewohner, Verschönerung des Ortes
- Krankenstation: regelmäßig stehen verschiedene Ärzte zur Verfügung: pensionierter Arzt, Zahnarzt, Kinderärztin, Masseur/Physiotherapeut
- Rathaus (!): sonst wäre das Dorf schon von der Stadt aus verwaltet, was für die Dörfer immer schlecht ist; so kann das Dorf seine Eigenständigkeit bewahren
- Eine landwirtschaftliche Kolchose: zur Sowjetzeit war Mukacevo eine Vorzeigekolchose für die ganze UdSSR.
- Auch der örtliche Kindergarten wird von der Gemeinschaft unterstützt, damit er bestehen kann.



Im Haus der Gemeinschaft selbst (Haus St. Josef) gibt es eine Tischlerei, die auf Türen und Fenster spezialisiert ist, nur auf Auftrag arbeitet und für 6 Monate im Voraus ausgebucht ist (alle Einrichtungen der Gemeinschaft beziehen Türen und Fenster von hier, aber auch Private).

Nach diesem Rundgang erzählt uns P. Wolfgang Burkhardt, der Leiter der Gemeinschaft (spätberufener Priester, war davor Manager bei einem Telekom-Betrieb in Deutschland), einiges über die Geschichte von Schönborn (hier lückenhaft):

Reichskanzler von Schönborn (ein Vorfahre von Kardinal Schönborn) erhielt von Kaiserin Maria Theresia das Transkarpatenland als Grafschaft. Das Land war infolge von Auseinandersetzungen zwi-



schen Ungarn und Tartaren ausgeblutet und fast leer. Maria Theresia siedelte hier deutsche Bauern, Handwerker, Lehrer, Juristen... an, die das Land wieder aufbauten.

1944 kam die Rote Armee über Ungarn und riegelte diesen Landstrich [irgendwann war er auch Teil der Slowakei] ab, dadurch kam es faktisch zu keinen Kämpfen. Stalin ließ die Deutschen hier, weil sie tüchtig waren (s.o.: Vorzeigekolchose). Chruschow, selbst Ukrainer, wollte die Ukraine zur ersten atheistischen Teilrepublik der Sowjetunion machen, ließ alle religiösen Zeichen entlang der Hauptverkehrsrouten zwischen Prag und Moskau (also auch hier) zerstören.

Nach der Wende besuchte der deutsche Außenminister Transkarpatien, wurde um finanzielle Hilfe gebeten, verteilte stattdessen Aussiedlungsformulare für Deutschland. Viele zogen weg. Später von Deutschland abgewandelt: wer deutschstämmig ist und Deutsch kann, kann aussiedeln denn in Deutschland gibt es aufgrund der Sprachschwierigkeiten inzwischen Probleme mit „Russenghetto“. Heute gibt es nur noch ca. 40 deutschstämmige Familien in Schönborn. Die freiwerdenden Häuser werden u.a. besiedelt durch (deutschstämmige) Menschen aus Kasachstan, die damit die Chance nützen wollen, weiter in den Westen zu ziehen (derzeit ist eine Art „Ost-West-Völkerwanderung in Gang“).

Zentrale Aufgabe der Gemeinschaft ist die Seelsorge: Gottesdienste, viele Gespräche, Katechese, Heilungsgottesdienste (bis hin zu Exorzismen): alles, was die Leute vor Sekten und Freikirchen bzw. diversen okkulten Praktiken bewahrt. Frucht des Kommunismus war nämlich nicht der Atheismus, sondern ein gewaltiges Ansteigen des Aberglaubens: Wahrsager, Kartenleser, Babuschkas („Hexen“)... Die sozialen Projekte ergeben sich „einfach so nebenbei“, weil die Leute auch materiell arm sind: nach der Wende Zusammenbruch des Sozialsystems, keine Löhne, keine Renten – Gefahr, dass die Menschen sagen: „Unter dem Kommunismus war es besser“. Politiker heute sehen ihr Amt nicht als Dienst am Gemeinwohl, sondern als Möglichkeit zur persönlichen Bereicherung. Im Westen gibt es selten einen so demonstrativ zur Schau gestellten Luxus wie in Kiew und anderen Großstädten der Ukraine (und Russlands)!

Eine bemerkenswerte Aussage von P. Wolfgang im Auto am Nachmittag: Die Zeit nach der Wende war eine riesige Chance für die Kirche, denn die Leute waren hungrig nach einer neuen Wertorientierung. Dieses „Zeitfenster“ beginnt sich langsam wieder zu schließen, denn mittlerweile sind auch in der Ukraine die Parabolspiegel allgegenwärtig, und die Welt, die die Menschen in den vielen westlichen Fernsehprogrammen sehen, weckt andere Bedürfnisse: so leben zu können wie die Menschen im Westen (eigentlich: wie die Menschen, die sie im westlichen Fernsehen erleben).



Nach dem Mittagessen Rundfahrt mit P. Wolfgang. Zunächst ins benachbarte Dorf **Pausching**, wo die Gemeinschaft eine von den Russen aufgegebene Kaserne übernommen hat (!) – die Vertreter des Landkreises hatten sie darum gebeten, weil sonst die Mafia hier einen Bazar (in der Folge Drogenhandel, illegale Geschäfte...) eröffnen wollte. Die Gemeinschaft hat hier ein Altersheim begonnen, wieder geleitet von einer indischen Schwester. Die dazu gehörige Maria Hilf-Kirche wurde von einem deutschen Industriellen gestiftet, der nach einer Operation von Krebs geheilt war. Die Kirche

wird auch für griechisch katholische Gottesdienste genutzt, damit wird das „byzantinische Bedürfnis“ vieler Neuzugezogenen gestillt und der Bau einer orthodoxen Kirche verhindert.

Betreut wird von der Gemeinschaft auch die Pfarrkirche in Pausching, 1904 eingeweiht und schön restauriert. Außerhalb des Dorfes („mit ein wenig Sicherheitsabstand“) liegt eine Roma-Siedlung. Hier wird in einem kleinen Pastoralgebäude täglich für 80 Kinder gekocht. Neue Häuser, die gebaut werden, sollen in





Zukunft für die Romafamilien dienen (ob das funktionieren wird?).

Von der Burg von Mukatschevo (vor 1000 Jahren erbaut von einem estnischen Fürsten) – Touristenströme, die meisten Busse aus der Ukraine, aber auch einer aus Belarus und Polen, angeblich auch immer wieder viele Ungarn – haben wir einen herrlichen Blick auf das ganze Stadtgebiet (ca.

150.000 Einwohner). Bei der Burg spricht uns ein junger Mann auf Deutsch an: „Woher kommen Sie?“ – „Aus Österreich!“ – „Aus Graz?“ Er hat einige Zeit in Graz bei einer Versicherung gearbeitet.

Wir fahren an P. Wolfgangs Stadtpfarrkirche vorbei (die Arbeit im Dorf scheint nur ein Nebenjob zu sein – oder umgekehrt?): Kurz nach der Renovierung wurde sie 1999, wie viele andere Häuser in Mukatschevo auch, vom Hochwasser sehr in Mitleidenschaft gezogen. P. Wolfgang ist ziemlich verzweifelt, weil er nicht weiß, wie er diese Kirche retten soll. Von den Kommunisten war sie in ein Tanzlokal, und weil das von der Bevölkerung boykottiert wurde, anschließend in eine Tischlerei umfunktioniert worden. Die nahe gelegene griechisch-katholische Kirche war komplett abgerissen worden, ist jetzt wieder neu aufgebaut.

Unsere Rundfahrt geht weiter, ein Stück in die Karpaten hinein. Hier liegt **Sinjek**, früher Blaubad – wegen der bläulichen Färbung des Wassers. Mittlerweile hat man erkannt, dass das ein Heilwasser ist, ein Kurort entstand aus der ursprünglichen Holzfällersiedlung. Nachdem die ursprüngliche Bevölkerung eine leidvolle Geschichte der Aussiedelung (Sibirien?) und Rück siedelung erfahren hatte, bei der sie um 70% dezimiert wurde, verkaufen die Leute, die teilweise bis heute in primitiven Holzhütten leben, ihre Grundstücke an Reiche aus Kiew, die hier schöne Villen bauen.

Die Gemeinschaft hat hier in traumhafter Lage ein prächtiges Exerzitenhaus (Hl. Franziskus) geschaffen. Vollpensionskosten für diesen für ukrainische Verhältnisse sehr hohen Komfort: 7 bis 8 Euro. Auch die Kirche wurde 1992 auf den ursprünglichen Fundamenten neu aufgebaut. Die Kommunisten hatten sie geschlossen. Sie regte die Kinder in der Schule aber doch zu religiösen Fragen an. Daraufhin stellte die Lehrerin 1958 im Landkreis den Antrag, die Kirche abzureißen, weil sie den atheistischen Unterricht störe. Der völlige Abbruch geschah in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, nur der Tabernakel konnte von der Bevölkerung gerettet werden und steht heute wieder in der neuen Kirche. Alle Kunstwerke in der Kirche wurden von Künstlern aus der Umgebung geschaffen, die Glasfenster von der Kunstakademie in Lemberg, das Stabat-Mater-Altarrelief von einem Künstler aus Uzhorod, die Kreuzwegbilder von einer Dorfbewohnerin...



Wieder zurück in Mukatschewe wollen wir noch P. Ivan besuchen, auch Mitglied der Gemeinschaft, der gerade in der griechisch-katholischen Kirche Gottesdienst feiert. Er ist der „Spezialist“ für die Heilungsgottesdienste (und auch der Exorzist). Er betet für unsere kleine Gruppe und gibt uns den Segen, wobei er zwei anwesende Laienmitglieder der Gemeinschaft herbeiwinkt, die ihn beim Gebet unterstützen.

Bevor wir in der Dorfkirche von Schönborn noch die Abendmesse mitfeiern, die P. Wolfgang vorwiegend in Deutsch zelebriert, (die Leute haben davor auch den Rosenkranz auf Deutsch gebetet – mit einem schaurig-martialischen Schlussgebet zum Erzengel Michael (sinngemäß: Steh uns bei im Kampf mit dem Teufel und wirf alle Widersacher in die Hölle!)), gibt es noch einen kurzen Bummel durch die Fußgängerzone von Mukatschewe: auffallend viele junge Menschen auf den Straßen, Handys, Digitalkameras, ein italienisches Cafe – persönlicher erster Eindruck: Der Standard scheint hier doch etwas höher zu sein als in Belarus, die Jugend modisch und lebenslustig. Dieser Eindruck gilt übrigens auch für das Dorf Schönborn – aber: das hier ist wohl noch nicht die richtige Ukraine: die Häuser noch typisch ungarisch und das Ganze noch stark deutsch beeinflusst (und eben jetzt auch unterstützt). Interessant: Auf dem Platz in der Fußgängerzone, wo früher das Lenin-Denkmal stand, gibt es jetzt (auch auf Anregung der Gemeinschaft) ein Denkmal von Cyrill und Method – ein sichtlicher Anziehungspunkt für die jungen Leute, die sich hier gegenseitig fotografieren.



Ländliche Idylle pur dann im abendlichen Schönborn: Die Kuhherde kommt von der Gemeinschaftsweide zurück: die drei Treiber spazieren gemütlich hinter der Herde her – die Kühe finden selbst den Weg nach Hause: immer wieder zweigt eine ab in die geöffnete Einfahrt zu einem Haus, manchmal muss auch die Besitzerin erst herbeieilen und das Tor öffnen, weil die Kuh schon wartet. So wird die Herde auf der langgezogenen Dorfstraße allmählich kleiner.



Dienstag, 1.5.2007

Über die Karpaten

Es ist am Morgen ziemlich frisch (die starke Abkühlung der Internet-Vorhersage ist also eingetroffen), als wir nach dem Frühstück aufbrechen Richtung Lemberg. Jetzt heißt es, die Uhren eine Stunde vorzustellen auf die offizielle Kiewer Zeit, denn in Transkarpatien laufen die Uhren anders: nur der Bahnhof und die Behörden arbeiten nach Kiewer Zeit, die Leute gehen mit der mitteleuropäischen Zeit. In den Ankündigungen nach der Messe heißt das dann so: um 19.00 Uhr nach „unserer“ Zeit! Die öffentlichen Uhren, die hier anscheinend standardmäßig auf 11.45 stehen (3 Mal gesehen), stimmen so zumindest 4 Mal am Tag.



Die Fahrt über die Karpaten ist sehr schön, die Lichtverhältnisse optimal: Sonne wechselt mit Wolken. Die Obstbäume stehen in voller Blüte, die Blätter noch im zarten Frühlingsgrün. Das „Gebirge“ (wir bewegen uns vermutlich knapp über 1000 m) steigt eher sanft an, in den Mulden und Senken liegen immer wieder sehr harmonisch eingebettete kleine Dörfer, zuerst noch im typisch ungarischen Stil: gemauerte Häuser mit beinahe quadratischem Grundriss und 2 großen Fenstern auf der Straßenseite; auf der anderen Seite des Kamms ändert sich das Bild schlagartig: kleinere Holzhäuser mit kleinen Fenstern und plötzlich reiner Nadelwald statt des Laubwaldes. Wir werden uns nicht einig, ob dieser Vegetationswandel natürlich ist oder durch großflächige Aufforstungen zustande kam. Jedenfalls sind wir jetzt in Gallizien, das unter österreichischer Verwaltung gestanden war, während Transkarpatien während der Monarchie zu Ungarn gehört hatte.



Ein Stopp bei einer kleinen Dorfkirche wird zum längeren Aufenthalt – es dauert einige Zeit, bis zwei Frauen mit dem Schlüssel kommen. Die Kirche ist eine einfache Dorfkirche. Auf dem Friedhof hinter der Kirche finden wir noch deutsche Namen auf den Kreuzen aus der Zeit Ende 19./Anfang 20. Jh. Der Ort heißt übersetzt Annaberg. Die Frauen erzählen, dass es in der Früh geschneit hat, der Wind ist jetzt eisig.



In einem anderen Ort kaufen wir Brot und Wurst und jausnen dann am Straßenrand. Etwas später erleben wir dann selbst einige Schneeflocken. Strij steuert Gottfried mit uns vor allem deswegen an, weil in der Kathedrale die Reliquien (und die Ikone) des seligen Petro Verchun verehrt werden, der trotz polnischer Abstammung (geboren aber in Strij) als Seelsorger der Ukrainer in Berlin von den Russen verhaftet und nach Sibirien verschleppt wurde, wo er starb.



Die Erinnerung an drei weitere Märtyrer finden wir in **Drohobytsch**, wo sie im Gefängnis ermordet wurden. Das Gebäude ist heute ein Institut für Physik, Mathematik und Informatik, im Hof sind die drei Plätze der Hinrichtung markiert.

Gottfried lotst uns dann auch noch in ein kleines Dorf, in dem es vor 20 Jahren (1986) Marienerscheinungen gegeben haben soll: Obwohl die Kirche von den Kommunisten geschlossen

war, erschien auf dem Balkon der Kirche eine geheimnisvolle Frau. Schon zur Zeit der Monarchie war dieser Ort ein Wallfahrtsort (wunderbare Auffindung eines Gnadenbildes in einem Baum – das ukrainische Mariazell). Sehenswert ist diese Kirche vor allem durch eine überbordende Ansammlung an Zeichen der Volksfrömmigkeit, die man nach unserem Gefühl adäquat nur mit dem Wort „religiöser Kitsch“ ausdrücken kann. Vor der Kirche hängt an einem Baumstamm das Foto eines Österreichers, der bereits 3 Mal zu Fuß hierher gepilgert ist!

Dass wir auf unserem weitem Weg nach Lemberg eine wesentliche Abzweigung nicht übersehen, verdanken wir einer logischen Meisterleistung von P. Sergej: er sieht an der nach links führenden Straße eine Gruppe von Menschen auf den Bus warten. Seine Folgerung: viele Menschen, die auf einen Bus warten, sind unterwegs in eine größere Stadt, also muss es dort nach Lemberg gehen. Bingo!

Um ca. 18.00 Uhr kommen wir wie ausgemacht ins griechisch-katholische Zentrum am Stadtrand von **Lemberg** (St. Wolodymyr-Fond), wo uns Igor, Marko und Lesja erwarten, die bereits Kontakt mit Österreich hatten, v.a. mit der KMB von Graz und die auch bei der ökumenischen Versammlung in Graz waren. Alle drei sind hoch gebildete und im kulturellen Leben stehende Persönlichkeiten: Marko ist Physiker und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Igor war nach der Wende als Abgeordneter im Stadtparlament tätig und Lesja ist als Tapesserie-Künstlerin angesehenes Mitglied der Akademie der Künste.

Sie ist die Tochter eines Priesters, der 1949 nach Sibirien verschleppt wurde, seine Frau mit den drei Kindern (Lesja war damals 6 Jahre) wurden kurz danach ebenfalls in ein sibirisches Arbeitslager verschickt, wo die Familie nach einiger Zeit wieder zusammenfand und der Vater als Untergrundpriester und „Apostel Sibiriens“ wirkte.

Nachdem 1956 eine Rückkehr nach Lemberg möglich war, wo der Vater als Musiker an der Oper tätig sein konnte, setzte er seine priesterliche Untergrundtätigkeit fort, wobei ihm seine Kontaktmöglichkeiten als Musiker zugute kamen.

Lesja bringt neben Fotos (2 ihrer Cousins sind unter den 32 im Jahr 2001 anlässlich des Papstbesuches selig gesprochenen Märtyrern) auch handgeschriebene liturgische Texte (die Priester hatten

keine Bücher) und ein Heft mit handgeschriebenen Studienunterlagen (z.B. Kirchengeschichte) für die Untergrundseminaristen. Sie berichtet auch ausführlich über Kardinal Josef Slipej, der in Moskau inhaftiert war und dann auf Vermittlung Amerikas (Kennedy) von Chruschtschow freigelassen und von Johannes XXIII. als „Zeuge der schweigenden Kirche“ als Teilnehmer zum 2. Vatikanischen Konzil geladen wurde. Ein vom KGB eingeflüßtes langsam wirkendes Gift überlebte er wahrscheinlich nur dadurch, dass in Rom sein Blut ausgetauscht wurde (was fast niemand weiß). In Voraussicht und Erwartung einer künftigen Freiheit der Ukraine ließ Kardinal Slipej nach dem Konzil 18 Jahre lang in Rom ukrainische theologische Literatur drucken und im Vatikan lagern. Diese bildete nach der Wende 1991 die Grundlage für die rasche Verbreitung religiöser Literatur und für die Ausbildung neuer Priester in der Ukraine.



Mittwoch, 2. 5.2007

Lemberg (ukr. Lviv, russ. Lvov)

Lemberg? Zitat Gottfried: „Lemberg ist eine Weltstadt. Die Substanz ist vorhanden. Wenn es gelingt, alles zu restaurieren und instand zu setzen, werden wir in Scharen hierher pilgern, weil wir hier eine Kultur finden werden, die wir bereits verloren haben.“

Nach dem gr.-kath. Gottesdienst um 7.30 Uhr und Frühstück begleitet uns Marko in die Stadt (ca. ½ Stunde mit dem öffentl. Bus). Es ist frostig kalt (in der Früh -1°C), die Stadt aber wie ausgestorben, da heute nach dem 1. Mai noch ein Feiertag ist (zum Ausschlafen?). Lemberg hat 900.000 EW und damit wirklich die Dimension einer Weltstadt.



Wir beginnen unsere Tour bei der **Georgskathedrale**, wo bereits 1989 (2 Jahre vor der Unabhängigkeit) 200.000 (?) Menschen in der und um die Kirche für die Freiheit der ukrainischen (gr.-kath.) Kirche protestierten und damit wohl die Wende in der Ukraine vorbereiteten. In der Kirche ist gerade Gottesdienst. Für den ganzen Tag gilt: ich bin so sehr mit Fotografieren beschäftigt, dass ich von den Erklärungen nur Bruchstücke mitbekommen.

Zu Fuß geht es dann weiter Richtung Zentrum, und ich staune nicht schlecht: der Vergleich mit Wien ist

durchaus angebracht: eine großzügig angelegte Stadt mit vielen in der Grundsubstanz wunderschönen Gebäuden, vielfach klassizistisch oder im Jugendstil, allerdings auch vielfach renovierungsbedürftig. Diese Substanz hat auch die Sowjetzeit überstanden – die neueren Gebäude wurden alle außerhalb des Stadtkerns angelegt.



Unter der großen Promenade vor der Oper führt unterirdisch der Fluss durch, weshalb dieser Bereich auch frei von Bauwerken ist. Die Oper selbst steht auf Eichenfundamenten, die im Fluss verankert sind.

Die nächste Kirche, die wir anstreben, ist die polnische (röm.-kath.) Kirche,

danach Einladung zu einem Kaffee in einem kleinen sehr stilvoll (fast altwienerisch) eingerichteten Café gleich hinter der Kirche. Hier gäbe es sehr viele verschiedene Kaffeesorten aus aller Welt zu Preisen wie bei uns (Capuccino ca. 1,50 Euro) – für ukrainische Verhältnisse natürlich sehr teuer!

Geldwechselln in einer Wechselstube, danach auf den Turm des Rathauses, wo wir einen herrlichen Blick über die ganze Stadt haben. Leider zeigt sich die Sonne gerade nicht, sodass das Wetter zum Fotografieren nicht ideal ist. Die Zinnblechdächer (einige luxuriöser auch als Kupferdächer ausgeführt) scheinen kein billiger Ersatz für Ziegeldächer zu sein, da es auch einige sehr alte Blechdächer gibt und manche Häuser, die bereits renoviert sind, mit nagelneuen Blechdächern versehen sind. Der Blick von oben zeigt den Verfall deutlicher (z.B. Innenhöfe) als an den Fassaden zu erkennen ist.



Weiter geht es zu einer gr.-kath. Kirche, die ursprünglich eine **Benediktinerkirche** war: herrliches Barock, in den letzten 10 Jahren restauriert, denn auch diese Kirche war – wie alle anderen – in der Sowjetzeit geschlossen und diente als Lager (für die Universitätsbibliothek). Eine andere Kirche fungierte sogar als Museum für Atheismus! Die russisch-orthodoxe Kirche ist



geschlossen. Ein ganz anderer Stil zeigt sich in der **armenischen Kirche**: die Fresken und Muster am Gewölbe und an den Wänden sind Jugendstil pur.

Den Abschluss der Kirchentour bildet der Besuch in der Verklärungskirche. Hier fand 1949, nachdem bereits alle Bischöfe verhaftet waren, die „Lemberger Synode“ statt, bei der die ukrainische Kirche unter Zwang ihre Selbstaflösung proklamieren musste. Als Kirche unter der Patronanz des Moskauer Patriarchats durfte diese Kirche als einzige in Lemberg während der Sowjetzeit in Betrieb bleiben und ist heute wieder im Besitz der gr.-kath. Kirche.



Zum Mittagessen führt uns Marko in eine kleine Taverne/Pizzeria. Nach einigem Hin und Her überlassen wir die Speisenauswahl schließlich ihm: ukrainischer Vorspeiseteller zum Kosten für alle: fetter Speck, Zwiebeln, Gurken, Paradeiser – der Schnaps dazu schadet sicher nicht. Dann gibt es eine Suppe, mehr eine Art Eintopf mit Bohnen und Fleisch, allerdings kalt. Und als Hauptspeise schließlich ein Pfandlgericht (wobei es anscheinend nur 4 Pfandl gibt, die anderen bekommen es auf dem Teller) mit Fleisch, Erdäpfeln und Pilzen, das Ganze mit Käse überbacken – schmeckt sehr gut. Mineral-

wasser ist zu teuer, es gibt nur 0,5-l-Flaschen mit Wasser aus Georgien um ca. 2 Euro. Also werden Saftpackerl (Multivitamin, Kirsch, Ananas) oder Tee bestellt. Ich bin mit meinem Bier sehr zufrieden. Die Rechnung für uns 7 macht schließlich 260 Grifeni aus (ca. 40 Euro) – für uns immer noch sehr günstig, für ukrainische Verhältnisse fast nicht zu leisten.



Vorbei am Basilianerkloster (leider geschlossen, schönes Detail: stilisierte Mönche als Stiegenländer) geht es zu einem Denkmal für die vielen in der Zeit zwischen 1939 und 1941 ermordeten Ukrainer, nachdem Stalin die Ukraine (Stalin-Hitler-Pakt) besetzt hatte, während Hitler in Polen einmarschierte – ein nach wie vor dunkles Kapitel der ukrainischen Geschichte.

Da der Vorschlag zu einem Museumsbesuch in der Gruppe nicht so gut ankommt, brechen wir nach dem Bummel über einen Künstler- und Kunsthandwerksmarkt zum Alternativvorschlag auf: Besuch eines **Friedhofes** am Stadtrand, der vor allem Ehrengräber berühmter Persönlichkeiten enthält: Dichter, Komponisten, Wissenschaftler... Mirko nennt viele Namen „weltberühmter“ Persönlichkeiten – ich muss gestehen, dass ich sie noch nie zuvor gehört habe. Darunter ist auch ein 30-jähriger Schlagersänger, der es gewagt hatte, seine Lieder in ukrainischer Sprache zu singen, was gerade unter Breschnjew schwer verboten war. Er wurde 1979 brutal ermordet.

Als erstes besuchen wir allerdings die Grabstätte von Lesjas Mann und ihrer (bzw. seiner) Familie. Zum Abschluss dieses Friedhofbesuches besichtigen wir jenen Teil, der erst jetzt, nach fast 100 Jahren (!), errichtet wird: Gedenkgräber für die polnischen und ukrainischen Soldaten, die 1918/19 um die ukrainische Unabhängigkeit gegeneinander gekämpft hatten. Beide Bereiche liegen jetzt nebeneinander (am ukrainischen wird noch gearbeitet), dazwischen steht auf einer hohen Säule der Erzengel Michael, aber auch eine Erklärung, die 2005 vom polnischen und vom ukrainischen Präsidenten unterzeichnet wurde: dass sie sich gegenseitig vergeben und nie mehr gegeneinander kämpfen wollen. Ein Blick auf die Namensschilder: viele der 1918/19 Gefallenen sind zwischen 1900 und 1902 geboren (P. Karl hat sogar einen aus 1903 entdeckt), waren also zwischen 15 und 18 Jahren alt!!



Mit Straßenbahn und Bus geht es quer durch die Stadt zurück zum Wolodymyr-Fond, gerade rechtzeitig zum Abendessen um 19.30 Uhr. Fahren mit dem öffentlichen Verkehrsmittel ist sehr billig. Marko sagt, dass er für uns 5 Personen ca. 0,13 Euro bezahlt hat. Allerdings ist bei jedem Umsteigen neu zu bezahlen. Erstaunliches Detail: Im dichtgedrängten Bus geben Leute ihr Geld nach vorne durch, Wechselgeld wandert zurück (Fahrkarten gibt es sowieso keine). Niemand kommt auf die Idee schwarz zu fahren. Die Kassa steht vorne ganz offen im Bus. Natürlich gibt es in der Ukraine professionelle Kriminelle wie überall sonst auch (vielleicht ein paar mehr), aber grundsätzlich sind die Leute vertrauenswürdig und ehrlich. Aussage von P. Wolfgang aus Mukatschewe: In der Ukraine muss man nicht mehr Angst haben als in Italien.

Exkurs: Ukrainisch-orthodoxe Kirche

Es gibt in der Ukraine vier Kirchen mit byzantinischem Ritus: die griechisch-katholische Kirche, eine autokephale Kirche, die russisch-orthodoxe Kirche (Moskauer Patriarchat) und die ukrainisch-orthodoxe Kirche (Kiewer Patriarchat). Diese letzte erst seit 1992. Hinter der Trennung von Moskau steht eine romantische Geschichte (erzählt von P. Sergej): Die Priester der Orthodoxen Kirche müssen vor der Priesterweihe heiraten oder Mönche bleiben. Nur Mönche können Bischöfe werden. Der

jetzige Patriarch von Kiew wollte heiraten, aber die Frau, die er heiraten wollte, sagte, sie liebe ihn nicht. Also blieb er Mönch, wurde später Bischof und der 2. Mann nach dem Patriarchen von Moskau. Nach 10 Jahren kam die Frau plötzlich und sagte, sie liebe ihn doch. Ein Bischof mit Lebensgefährtin (ich glaube, sie sind nicht verheiratet) war in der Kirche natürlich ein großes Ärgernis und wahrscheinlich mit ein Grund, warum er bei der nächsten Wahl des Moskauer Patriarchen nicht die meisten Stimmen erhielt (später erfahren wir von P. Jozef, dass ihm nur 1 Stimme zur Mehrheit fehlte). Daraufhin zog er nach Kiew und erklärte sich selbst zum Patriarchen von Kiew. Dies ging natürlich nur, weil viele Priester und Gläubige hinter ihm standen.

Donnerstag, 3.5.2007

Von Lviv nach Brody: Pidkamin



Nach dem Frühstück Aufbruch aus Lemberg nach Brody (ca. 150 km (?) östlich, Richtung Kiew): Fahrt ohne nennenswerte Ereignisse, außer dass wir einmal von der Polizei aufgehalten werden. Hier erweist sich die Gegenwart eines Priesters als hilfreich (russische Polizisten leben im Glauben, dass ein Konflikt mit einem Priester Geldnot nach sich ziehe). Straße zum Teil bereits super ausgebaut (4-spurig), über weite Strecke aber auch Baustelle.



Gottfrieds Beschreibung (er ist heute mit dem Zug von Lemberg nach Österreich zurückgefahren) erweist sich als präzise, wir finden den Pfarrhof, die Leute sagen aber, es sei der alte Pfarrhof. Bei der Kirche warten wir dann, jemand telefoniert, der Pfarrer kommt und bringt uns zu den Schwestern, wo bereits das Mittagessen auf uns wartet.

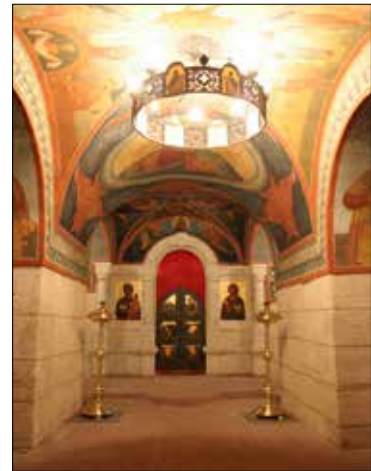
Wir befinden uns hier in einer röm.-kath. Pfarre, die neu aufgebaut wurde. Das Verhältnis zwischen gr.-kath. und röm.-kath. Kirche ist in Brody konfliktgeladen (dazu weiter unten). Zuerst hatten die Gläubigen die Gottesdienste auf der Straße gefeiert, dann wurde eine Barackenkirche gebaut und derzeit baut man bereits seit 8 Jahren an einer neuen Kirche. Die Schwestern widmen sich v.a. der Kinder- u. Jugendseelsorge, das Charisma ihrer Gemeinschaft (Dienerinnen des Herzens Jesu) liegt in der Sorge für vernachlässigte Mädchen. Dem gehen sie v.a. in den Schülerheimen nach (jede Bezirksstadt hat eine oder mehrere Fachschulen und dazugehörige Internate – die Jugendlichen kommen meist aus den umliegenden Dörfern, wo sie nur das Wochenende verbringen). Während sich die byzantinischen Kirchen stärker auf die Liturgie und die Feier der Sakramente konzentrieren, sehen die katholischen Seelsorger ihre Aufgabe mehr in der Kontaktaufnahme mit den Menschen und der Begleitung in schwierigen Situationen.



Der Nachmittag beschert uns mit **Pidkamin** einen eindrucksvollen Höhepunkt unseres bisherigen Unterwegsseins. Zuerst besuchen wir dort kurz eine der vier Filialkirchen unseres Gastgebers, das eigentliche Ziel in Pidkamin ist aber das ehemalige Dominikanerkloster: die Kirche und die Außenanlagen halb zur Ruine verfallen und von den Sowjets als Ziel für Schießübungen missbraucht, im Klostertrakt (ehemals 200 Zellen!) ist noch immer wie zur Sowjetzeit eine psychiatrische Anstalt untergebracht, mit Eisentoren und Ketten gegen die Außenwelt abgeschlossen. Einige Patienten beobachten uns mit großen Augen durch die Gitter. Demnächst muss die Anstalt aber von dort ausziehen, das Haus wird als Studienhaus für eine gr.-kath. Mönchsgemeinschaft („die Studierenden“) revitalisiert. Ein Novize führt uns durch das Gelände.

Das Kloster wurde von den Sowjets zunächst als Gefängnis verwendet (die „Zellen“ waren ja bereits vorhanden). In der Kirche wurde verhört, gefoltert und gemordet. Die Leichen wurden einfach durch ein Loch in die Gruft unter der Kirche geworfen.]

Ein Gebäudeteil hinter der Apsis der Kirche (vielleicht ehemalige Sakristei) ist zu einer gr.-kath. Kirche umgestaltet – zwei oder drei der alten Gemälde aus dem Dominikanerkloster wurden gerettet und werden jetzt neben den neuen Ikonen verehrt, ebenso das alte Kreuz aus der Kirche. Auch die darunter liegende alte Krypta ist in sehr stilvoller Weise in einen byzantinischen Kirchenraum umgewandelt und mit Ikonen und Fresken geschmückt, die so wirken, als hätten sie schon immer hierher gehört (in Wirklichkeit sind sie neu).



Dass dieses Leben in dieser Ruine wieder möglich wird, ist zutiefst beeindruckend. Ebenso das Innere der eigentlichen Klosterkirche, das noch die Spuren der alten Pracht erkennen lässt – jahrzehntelang verfallen. Mit den Renovierungsarbeiten wurde begonnen. In einer Ecke liege einige Knochen herum, die man aus der Gruft geborgen hat. Die Fotomotive würden für Stunden reichen – beinahe werde ich eingeschlossen. Hedi und P. Karl haben inzwischen ein anderes Objekt ihrer Begierde gefunden: eine alte Scheibtruhe, die ein gutes Stück Geschichte der Religionsunterdrückung erlebt hat, muss mit nach Hause und soll in das Friedenszeichen der Religionen beim Haus der Stille integriert werden.



Vom Klosterhügel sieht man bis zum russisch-orthodoxen Kloster im benachbarten Potschajiw. Zwischen diesen beiden Orten verlief früher die Grenze zwischen Österreich und Russland. Offensichtlich gibt es bis heute noch keine direkte Verbindung zwischen diesen beiden Orten. Das Kloster in Potschajiw werden wir morgen besuchen.



Nächster Programmpunkt in der Nähe von Brody: aufgelassene russische Atomraketensilos. Dazu gibt es nicht viel zu sagen – nur dass ich zum Fotografieren viel mehr Zeit gebraucht hätte, um Details zu suchen. (Hier wäre bewölkter Himmel hilfreicher gewesen als die harten Kontraste. Wetter übrigens nach wie vor frisch, aber freundlich).

Auch in der Nähe von Mukatschewe gibt es eine solche Raketenbasis, von der aus die



Russen innerhalb von Minuten Süddeutschland und Norditalien mit Atomraketen eindecken hätten können. Natürlich gab es solche Raketenbasen auch von amerikanischer Seite auf deutschem Boden (an der Grenze zur DDR). Man kann das Ver-

dienst von Gorbatschow nicht hoch genug anrechnen, der die Abrüstung dieser Bedrohung möglich gemacht hat.

Nach einer kurzen Teepause bei den Schwestern spazieren wir noch ins Zentrum von Brody (25.000 EW), u.a. vorbei an der Ruine der ehemaligen Synagoge. Brody war einmal eine große jüdische Stadt, 70% der Einwohner vor dem 2. Weltkrieg waren Juden.



Am Stein des Anstoßes für den eingangs erwähnten Konflikt möchte der Pfarrer vielleicht lieber vorbei gehen, auf unseren Wunsch hin kommt es dann aber doch zur Begegnung (oder doch eher: Konfrontation?). Der Hintergrund: Die Kirche im Zentrum der Stadt war ursprünglich eine röm.-kath. Kirche. Maßgebliche Politiker, die der gr.-kath. Kirche sehr gewogen sind, haben aber erwirkt, dass diese Kirche nach der Wende der gr.-kath. Kirche gegeben wurde, eine Anfechtung auf dem Rechtsweg war fruchtlos. Die röm.-kath. Kirche sah sich damit am Stadtrand im wahrsten Sinn des Wortes „auf die Straße gesetzt“ (s.o.), während die Kirche im Zentrum mit sehr viel Geld in eine gr.-kath. umgewandelt wurde: ein neues Dach mit entsprechenden Kuppeln und Türmchen, ein protziger byzantinischer Glockenturm. Aber auch die Inneneinrichtung (Ikonostase, Fresken...) sieht nicht gerade billig aus. Manches wurde aus Belgien eingeführt (z.B. der Beichtstuhl). Einige (ideologisch unverdächtige) Fresken wurden sichtlich belassen – der r.k. Pfarrer scheint aber sehr aufgebracht über ein Fresko an der rückwärtigen Wand. Mir kam dieses Fresko auch sofort wie eine Art Stifterbild vor, das wohl einen gr.-kath. Ursprung dieser Kirche suggerieren soll. Sogar P. Sergej (selbst gr.-kath.) ist überzeugt, dass diese Kirche nicht aus den üblichen Mitteln der gr.-kath. Kirche derart aufwändig umgestaltet worden sein kann. Man muss wahrscheinlich nicht wie er Politik oder Mafia dahinter vermuten, sondern es ist dem Pfarrer wohl gelungen, über Auslandskontakte die nötigen Spenden aufzutreiben.



Vor dem Abendessen etwas abenteuerliches Einparken des Busses innerhalb des Gartenzaunes: rund herum bleiben nur wenige Zentimeter Luft. Wir schlafen alle bei den Schwestern: Hedi und Colette in der Klausur, wir drei Männer in einem kleinen Raum im Erdgeschoß, ähnlich eng geschichtet wie unser Auto auf hängemattenähnlichen Campingbetten.

Die beiden Schwestern erweisen sich als sehr sangesfreudig: nach dem Abendessen müssen noch die Gitarren (eine Schwester spielt auch) und Liederbücher ausgepackt werden.

Freitag, 4.5.2007

Potschajiw - Pidhirze

Da wir einen Teil des Programms, das Gottfried uns für heute aufgeschrieben hat, bereits gestern absolviert haben, gehen wir diesen Tag gemütlicher an: am Vormittag eine Zwischenreflexion über den bisherigen Verlauf, nach 10.00 Uhr Aufbruch nach Potschajiw: eine russisch-orthodoxe Klosteranlage, bei der mir als Vergleich sofort Stift Melk einfällt.



Von einem polnischen Grafen ursprünglich als gr.-kath. Kloster gestiftet, wurde es 1883 russ.-orth. und war das letzte russische Kloster vor der österreichischen Grenze (gestern konnten wir die Anlage von Pidkamen aus sehen). Die Grundsubstanz der Anlage und viele Bilder im Inneren sind auch barock, versehen mit vielen goldenen Zwiebeln, die weithin glänzen. Uniformierte Wächter am Eingang achten darauf, dass die Damen lange Röcke tragen – Colettes Wickeltuch über der Hose ist zu neckisch, es gibt aber züchtige schwarze Röcke zum

Ausborgen. An einer Theke in der Kirche kann man Gebetsanliegen aufschreiben und abgeben. Es wird aber darauf hingewiesen, dass für Häretiker, Protestanten, Katholiken, Baptisten, Sektierer und viele andere nicht gebetet werden darf. P. Sergej dazu: Es dürfen in den Anliegen also nur slawonische Namen vorkommen, nicht etwa Gottfried o.ä. In der Kirche geschäftiges Pilgertreiben mit vielen Kerzern, Litaneien, geweihtes Wasser wird ausgeschenkt usw. Laut Sergej werden die in lange schwarze Gewänder gehüllten Pilgerinnen im internen Sprachgebrauch der orthodoxen Priester „schwarze Hexen“ genannt – was ein bezeichnendes Licht auf die Würde der Frau in konservativen orthodoxen Kreisen wirft, wenn schon diese frommen Frauen so genannt werden.

Unter der Kirche gäbe es noch eine Krypta, wo man sich aber anstellen müsste. Der Vorraum ist – wohl im Sinn einer „biblia pauperum“ mit drastischen Bildern vom Leiden und von der Auferstehung Jesu ausgeschmückt.



Blick vom Kloster Potschajiw Richtung Westen. Auf dem Hügel im Hintergrund steht das Kloster Pidkamin, in dem wir gestern waren. Dazwischen lag einst die Grenze zwischen Österreich und Russland.

P. Karl würde gerne Ikonen erstehen, findet an den Devotionalienständen vor dem Kloster aber nichts Ansprechendes. Ich hatte gehofft, hier Musik kaufen zu können – keine Spur! Ein kleiner Markt, ein kleines Lebensmittelgeschäft, drei (!) Apotheken, viel mehr gibt es hier nicht. Bei einem Brotstandl kaufen wir Brot und einige süße Nachspeisen für insgesamt 10 Grifeni (ca. 1,50 Euro) – dafür gibt's bei uns gerade einmal eine Nusskrone. Im Lebensmittelmarkt gibt es geräucherten Bierkäse: dünne Streifen mit einem weiteren Käsestreifen zusammengebunden und dann geräuchert – sehr salzig, aber gut. Zum Jausnen bleiben wir ein Stück außerhalb des Ortes am Waldrand stehen.

Über Kremenets wollen wir – wie von Gottfried empfohlen – nach Brody zurückfahren. In Kremenets gibt es aber nichts zu sehen, und es ist erst früher Nachmittag. Also fahren wir noch ein Stück weiter nach Süden. Die Kirche in Solotschiw ist zwar auch nicht sehenswert (und gerade in Renovierung), die Landschaft zwischen Potschajew und Solotschiw aber sehr interessant und relativ

abwechslungsreich, da es hier nicht flach, sondern leicht hügelig ist. Die Dörfer hier sind besonders schön – mit bunten Häusern und Zäunen und Dorfkreuzen mit langen bunten Bändern. Leider bin ich gerade zum Fahren dran und kann daher nicht fotografieren.



Auf dem Rückweg nach Brody steht am Straßenrand plötzlich eine sehr interessant wirkende, sehr desolate Rundkirche. Der Beschriftung an der Bushaltestelle entnehme ich, dass es sich um **Pidhirze** handelt. Dieser Ort wurde von Gottfried auch empfohlen, gestern wollte man uns aber weismachen, dass das das Gleiche wie Pidkamin sei. Interessant finde ich vor allem, dass die Ikonostase voll barock ist. Es dürfte sich also um eine gr.-kath. Kirche aus der Zeit handeln, als die gr.-kath. Kirche komplett latinisiert war, was v.a. die Westukraine (unter polnischer Herrschaft) besonders betroffen haben dürfte. Sergej hatte das gestern in Zusammenhang mit der Krypra in Pidkamin erwähnt: dass dort Fresken und Ikonen so altbyzantinisch ausgeführt sind, führte er darauf zurück, dass die Kirche nach der Latinisierungsphase sich jetzt eben wieder stark auf ihre

byzantinischen Wurzeln rückbesinnt, während sie (d.h. die aus Russland stammenden Griechisch-Katholischen) eine solche Latinisierung nie mitgemacht hatten und daher noch „die Originalen“ seien. Das Interessantere in Pidhirze dürfte das in der Nähe der Kirche liegende Schloss sein, die Kirche (St. Josef) wird im Führer nur mit einem Satz erwähnt.



Latinisierte Ikonostase mit Panhagia und Pantokrator

Zurück in Brody feiern wir um 18.00 Uhr die Pfarrmesse in der Barackenkirche mit. Außer einigen Fragen ergibt sich danach aber kein ergiebigeres Gespräch. Die Situation der Pfarre dürfte (derzeit noch?) eher dürrig sein: etwa 10-12 Jugendliche besuchen die Katechesestunden, ca. 100 Gläubige kommen zum Sonntagsgottesdienst.



Nach der Messe fahren wir noch zum sehr beeindruckenden jüdischen Friedhof. Außer dem Pfarrer begleitet uns noch ein Mann, der früher bei der Raketendivision stationiert war und mit den Raketenilos zu tun hatte. Er liefert dazu noch einige Details nach: Die Schächte sind 36m tief und dienten für SS 20-Raketen. Die Anlage war nur 2 Jahre in Betrieb, ehe die Abrüstung begann.

Zum jüdischen Friedhof: Die Anzahl der Grabsteine, die dicht an dicht stehen (viele davon sind aber nicht mehr vorhanden – sie wurden zur Pflasterung der Gehsteige verwendet), gibt eine Ahnung vom regen jüdischen Leben, das einst in Brody herrschte: 20.000 Juden (70% der Bevölke-



zung) gab es hier vor dem 2. Weltkrieg, einige wenige waren es nach dem Krieg. Ein Großteil der osteuropäischen Juden war in der Westukraine beheimatet (v.a. Brodi und Tschernowitz), in der Sowjetzeit wanderten sie aber alle nach Russland aus, nahmen vielfach russische Namen und Identität an (viele wurden auch getauft und gingen in den orthodoxen Gottesdienst). Die meisten sind mittlerweile aber nach Israel ausgewandert, wo sie laut Sergej Schwierigkeiten

haben, sich in das religiöse Leben zu integrieren. (Mein Wissensstand war bisher, dass besonders die osteuropäischen Juden in Israel zu den Ultrareligiösen gehören – dem muss ich bei der nächsten Israelreise nachgehen.)

Ein Mädchen hatte nach dem Gottesdienst erzählt, dass Joseph Roth hier geboren wurde, auch eine Straße nach ihm benannt ist und viele österreichische Touristen jedes Jahr nach Brodi kommen.

P. Sergej erweist sich mittlerweile als sehr gesprächig, da wir nun auf seine Informationen angewiesen sind. Vielleicht hat er auch gemerkt, dass sein reiches historisches Wissen (er hält Vorlesungen und hat bereits Bücher geschrieben, z.B. über die Geschichte der kath. Kirche in Russland unter dem Titel „Brücke zwischen Ost und West“) bei uns auf Interesse stößt. Nach dem Abendessen erzählt er unter anderem, dass es eine große Wanderbewegung unter dem Klerus der 4 byzantinischen Kirchen in der Ukraine gibt: „Wenn du mit deiner Kirche Schwierigkeiten hast (z.B. wegen Scheidung und Wiederverheiratung), komm doch zu uns!“ Es könne durchaus vorkommen, dass ein Vater und seine 3 Söhne Priester in 4 verschiedenen Kirchengemeinschaften sind.

Bei der Fahrt heute kam das Gespräch auch wieder auf den Konflikt in Brody, der für P. Sergej in dieser Form auch neu zu sein scheint, ihm aber einleuchtet: nach einer Zeit der Religionsfeindlichkeit der Regierung gelte jetzt wieder das alte „cuius regio eius religio“-Prinzip. Dass die aktuelle ukrainische Regierung und die ukrainische gr.-kath. Kirche sich gut verstehen, hatten wir bereits in Lemberg gemerkt, wo Lesja, Igor und Marko einhellig und geradezu euphorisch von Juschtschenko geschwärmt hatten: er würde regelmäßig beten, hätte sich als ersten Schritt nach seiner Wahl den Segen seiner Mutter geholt und dann lange in der Kirche gebetet usw.

Die politische Zukunft der Ukraine beurteilt auch Sergej sehr positiv, da die Ukraine politisch und in ihrer Gesetzgebung sehr am Westen orientiert sei, während Russland, das sich dank gestiegener Ölpreise wirtschaftlich etwas erholt hat, sich wieder sehr stark abschließe.

Viele Ukrainer (auch aus Brody) finden in Russlands boomender Bauwirtschaft als tüchtige und geschickte Handwerker gute saisonale Arbeitsmöglichkeiten und bauen dann mit dem verdienten Geld zu Hause ihre Häuser weiter – und dass sehr viel (und nicht gerade klein) gebaut wird, sieht man in Brodi sehr gut.

Wahrscheinlich gilt die Aussage von Gottfried über Lemberg im übertragenen Sinn für die ganze Ukraine: die Substanz ist vorhanden, und wenn der Aufbau gelingt, hat das Land eine gute Zukunft!



Gottfried Prenner, Organisator unserer Reise und P. Sergej, der sich statt auf Exerzitien plötzlich auf einer abenteuerlichen Reise mit vier Österreichern befindet.

Samstag, 5.5.2007

Von Brody über Ternopil nach Murafa

Frühstück um 7.00 Uhr, Abfahrt aus Brody um 8.00 Uhr. Ein langer Tag im Auto liegt vor uns.



Von Gottfried aus Zeitgründen zwar gestrichen, suchen (und finden) wir dennoch die Franziskaner in **Ternopil**. Die Kirche ist ja nicht zu übersehen: ein riesiger, auffälliger Bau am Beginn einer großen Wohnblocksiedlung, erinnert mich sehr stark an die Situation in der Salzstadt in Belarus. Auch hier sind es polnische Franziskaner der Provinz Kattowitz, aber im griech.-kath. Ritus. Die Kirche ist Pfarrkirche für immerhin 12.000 Gläubige. Im gegenüberliegenden Kloster sind derzeit 3 Patres, 4 Novizen und 2 Postulanten. An einem anderen Ort der Stadt werden derzeit gerade eine weitere Pfarre und ein Noviziatskloster aufgebaut. Im Haus bieten die Brüder mit Hilfe von angestellten Lehrern eine Nachmittagschule an: Fremdsprachen und Religionsunterricht zusätzlich zum Vormittagsunterricht in der staatl. Grundschule. Weil das Haus 25 Zimmer hat, wären auch Gästezimmer für uns frei gewesen.

P. Guardian hat eine sehr originalgetreue Kopie des Kreuzes von San Damiano gemalt. Dieses Kreuz wurde im letzten Herbst vom Generalminister gesegnet und soll jetzt als eine Art Wanderikone durch alle Pfarren in Ternopil wandern.

Wir erfahren auch einiges über Ternopil: 280.000 EW, 80.000 davon arbeiten im Westen (Portugal, Italien, Griechenland, Polen), wie viele in Russland, ist nicht erfasst. Zur Sowjetzeit gab es in Ternopil eine Landwirtschaftsmaschinenindustrie (die Umgebung um Ternopil ist hauptsächlich landwirtschaftl. Gebiet) mit 15.000 Arbeitsplätzen, eine Textilindustrie mit 11.000 Arbeitsplätzen und das Militär mit 5.000 Arbeitsplätzen – all das gibt es nicht mehr. Einzig die Lampenfabrik, die einst die größte der Sowjetunion war, wurde von einem Belgier aufgekauft und arbeitet noch mit 50%-iger Leistung. Die Landwirtschaft funktioniert auch sehr schlecht: die Kolchosen wurden aufgelöst (gelegentlich sehen wir unterwegs noch eine funktionierende), jeder hat jetzt einen kleinen Acker als Eigentum, aber keine Maschinen zum Bearbeiten (die Maschinen der früheren Kolchosen sind zu alt, kaputt, verschwunden oder zu riesig).

In der Gegend zwischen Ternopil und Butschatsch viele kleine Dörfer mit bunten Zäunen, Brunnen usw. Dazwischen liegt auch der Wallfahrtsort Sarwanica, der heute von Basilianern (orth. Benediktiner, aber sehr latinisiert) betreut wird. Vor der Kirche eine auch für P. Sergej neue Entdeckung: das Doppelgrab des Priesters, der die heutige Kirche gegründet hat, und seiner Frau. Üblicherweise werden die Priester und ihre Frauen getrennt begraben. Ein Priester hält einer Gruppe von Kindern in der Kirche einen Vortrag über die 10 Gebote. P. Sergej ist amüsiert über die traditionalistischen Inhalte, hat aber auch Achtung vor der Volksverbundenheit und Nähe zu den Kindern.



In Gorodok erwähnt P. Sergej, dass es ein röm.-kath. Priesterseminar gibt – wir fragen uns durch und fahren hin. Dort treffen wir sofort einen Studenten, der Deutsch spricht und dann auch den Vizeregens ruft. So erfahren wir wieder Neues: gegründet und geleitet von Polen hat das Seminar

heute 64 Priesteramtskandidaten. Wir bekommen auch das Grab des Priesters gezeigt, der bereits 1977 die Pfarrkirche und mehr als 20 weitere Kirchen gebaut hat. Wie das möglich war, bleibt uns zwar rätselhaft, aber die Geschichte der Kirchen in der Ukraine erscheint uns immer vielschichtiger.

Bis **Murafa** ist es noch ein gutes Stück, Sergej muss auch oft nachfragen und immer wieder einmal erfahren wir, dass wir falsch abgebogen sind, schließlich kommen wir gegen 20 Uhr aber doch an. Abendessen steht noch auf dem Tisch, P. Sergej sucht den hiesigen Prälaten Jozef (Svidnitzi) und hat es plötzlich sehr eilig: mit einem Priester kann er nach Lemberg fahren, wo er ja schon seit einer Woche in Exerzitien sein sollte. Wir wissen nicht, ob er froh ist, uns endlich los zu sein, aber laut Jozef war dieses Abenteuer für Sergej ein großer Gewinn. Wir erfahren dann auch einiges über Sergejs Geschichte und seinen gar nicht leichten Stand mit seiner byzantinischen Tradition (er war zuvor russisch-orthodoxer Mönch) gegenüber dem Bischof und dem Nuntius.



Prälat Jozef hat mit seinen 71 Jahren noch Pfeffer im Hintern und gibt uns zunächst einmal einen Einblick (auch anhand des Beispiels von Sergej und 2 seiner Mitbrüder) in das Ökumenismus-Geplänkel der röm.-kath. Bischöfe und des Nuntius, die aus lauter Rücksicht auf den Moskauer Patriarchen die Griechisch-Katholischen ziemlich links liegen lassen, während der Papst anscheinend immer betont hat, dass die Greco-katholiken auch katholisch sind, und dabei von rechter und linker Hand gesprochen hat.

Wir bekommen Gästezimmer im Haus zugewiesen, und nachdem der Plan für die nächsten 2 Tage besprochen ist, werden wir entlassen.

Sonntag, 6.5.2007

Murafa

Am Vormittag feiert P. Jozef Messe in 2 Dörfern und besucht Kranke. Wir feiern die Pfarrmesse um 8.00 Uhr in Murafa mit – die Kirche ist zum Bersten voll. Um 10.00 Uhr, 12.00 Uhr und 18.00 Uhr gibt es weitere Messen! Die Menschen kommen großteils zu Fuß, auf Pferdefuhrwerken oder auf abenteuerlichen Beiwagen-Motorrädern. Ältere Personen werden vom pfarreigenen Bus abgeholt. Die Kinder kommen bereits früher, da sie vor dem Gottesdienst Religionsunterricht haben. Von 10.000 Einwohnern besuchen bis zu 4.000 die Messe am Sonntag (wohl nur an Hochfesten). Die Messe wird von einer Band gestaltet: Lead-Gitarre, Begleit-Gitarre, E-Bass und Keyboard – der Sound klingt professionell, ein bisschen nach U2.



Die Kinder bekommen vor dem Gottesdienst Religionsunterricht



Viermal am Sonntag ist die Kirche voll. Zusätzlich gibt es Gottesdienste in den entlegeneren Dörfern.



Nach dem Frühstück gehe ich für 1½ Stunden auf Fototour – leider regnet es ein bisschen -, zuerst zum Fluss und dann zwischen die Häuser. Murafa ist ein riesiges Dorf: lauter kleine Häuser, jedes eigentlich ein kleiner Bauernhof mit Hühnern, Ziege, eventl. einer Kuh. Und das alles auf engstem Raum zusammen mit der Familie. Das erlebe ich hautnah in einer kleinen Seitengasse, wo mich ein Mann in seinen Hof lässt, damit ich ihn mit seiner Kuh fotografiere. Dann holt er noch 2 Hasen aus ihren Ställen. Der Mann redet unaufhörlich auf mich ein – ich habe keine Ahnung, was er mir sagen will. In diesem Augenblick tut es mir sehr leid, dass ich kein einziges Wort verstehe und ihm auch überhaupt nichts sagen kann. Ich habe das Gefühl, er will das Foto haben.

Der Eindruck in der Stadt hier ist schon ganz anders als in Lemberg oder auch noch in Brody: der dörfliche Charakter (angeblich sind es von einem Ortsende zum anderen 12 km, aber wahrscheinlich sind da die Dörfer auch mit gemeint, die die Priester mit betreuen), die Leute sehen anders aus, alles wirkt insgesamt sehr viel ärmer. Während die Menschen in den großen Städten doch so ziemlich im 21. Jahrhundert leben, habe ich hier das Gefühl, als sei das eine vergangene Zeit. So ähnlich dürfte die Situation nach dem Krieg bei uns gewesen sein.



Um 12.00 Uhr fahren wir mit P. Jozef eine Runde von Dorf zu Dorf, ca. 70 km. Inzwischen regnet es leider voll, und für die Straße würde in der Toskana nicht einmal ein „dissestatissima“ reichen. Die Kirchen in den 3 Dörfern, die wir sehen, sind alle verschlossen. Eine davon hat P. Jozef um nur



\$ 10.000,- aufgebaut. Das waren die Materialkosten – die Arbeit haben die Leute im Dorf geleistet. Früher mussten die Menschen aus 20 umliegenden Dörfern nach Murafa in die Kirche kommen, heute hat fast jedes Dorf eine eigene Kirche. 300 – 400 Gläubige besuchen in den Dörfern die Sonntagsmesse. Einige Dörfer haben inzwischen einen Pfarrer vor Ort, der 3-4 Dörfer betreut. Von Murafa aus werden mit 4 Priestern 10 Dörfer betreut.

In einem Dorf gab es zur Sowjetzeit eine Zuckerfabrik (in Murafa selbst übrigens auch), die für dieses und das benachbarte Dorf 1.500 Arbeitsplätze bedeutete. Die Kolchosen produzierten damals fast ausschließlich Zuckerrüben. Heute bleibt den Menschen nur die Landwirtschaft zum Leben und das Geld, das die Männer meist als Schwarzarbeiter auf dem Bau in Kiev oder Moskau verdienen.

Das letzte Dorf, das wir besuchen, ist ein orthodoxes mit schöner Holzkirche und besonders schönen bunten Häusern – jedes Haus ein Fotomotiv. Bei dieser Kirche will Jozef (in vollem Prälatenornat) zuerst gar nicht aussteigen, kommt dann aber doch in ein sehr angeregtes Gespräch mit dem Priester und seiner Frau, betet mit uns das Vaterunser und singt mit dem orthodoxen Pfarrer einen ostkirchlichen Gesang: eine kleine ökumenische Begegnung, die wir angeregt haben. In Murafa scheint Jozef mit dem orthodoxen Pfarrer ja einige Probleme zu haben, so weit, dass er einen jungen Priester anlässlich des Papstbesuches anstiftete, heimlich in der Nacht eine Vatikanfahne an der Tür der orthodoxen Kirche und auf dem Strommasten davor anzubringen (Don Camillo lässt grüßen!)

In der Nähe dieses Dorfes ist ein orthodoxer Wallfahrtsort, wo das Bild der Muttergottes in einem Brunnen erschienen war. Die Wallfahrergruppen bringen große Holzkreuze mit, die sie dann im Gelände aufstellen. Die Sowjets verboten diese Wallfahrten und schnitten Tausende solcher Kreuze um. Im Wald wurden die Leichen einiger nackter Menschen gefunden. Inzwischen steht aber wieder eine ganze Reihe dort. Die Zufahrt geht dabei über einen Wiesenweg, der wesentlich besser zu befahren ist als die kaputten Dorfstraßen.

Wir kommen erst um 14.30 Uhr zum Mittagessen, dennoch habe ich wieder 2 Stunden Zeit zum Fotografieren: Friedhof und Häuser (es regnet Gott sei Dank nicht mehr).



Um 17.00 Uhr zeigt uns P. Jozef „sein“ Exerzitienhaus, das in rührender Weise mit bescheidenen Mitteln auf engstem Raum (kleine Zimmer mit je 2 Stockbetten, ein Gang, der wahrscheinlich nicht einmal einen Meter breit ist) entstanden ist. Unter dem Dach dann P. Jozefs Heiligtum: eine griechisch katholische Kapelle. Die Ikonostase ist liebevoll zusammengebastelt und mit Abzügen von Ikonen geschmückt, die er aus einem Buch heraus vergrößern ließ. Unglücklich ist er, dass die



aufgeklebte Goldfolie Blasen wirft. In einem winzigen Verschlag hinter dem Altarraum liegt die Sakristei. Die Rückseite der Ikonostase ist mit diversen Ikonendruckern beklebt. Auf dem Ikonenpult, wo eigentlich immer eine der liturgischen Zeit oder dem Tagesfest entsprechende Ikone liegen sollte, liegt ein Heilig-Familien-Bild (Nazarener-Stil). Diese Kapelle hat etwas Rührendes an sich, ich muss gestehen, ich verstehe allerdings, dass der Bischof sich geweigert hat, sie offiziell einzuweihen und sie als Privatkapelle von P. Jozef einstuft.

Dann offenbart sich eine weitere Facette der schillernden Persönlichkeit dieses rührigen Prälaten: ein Proberaum der Blaskapelle, die er aufgebaut hat. Jede Kolchose hatte früher ihre eigene Musikkapelle. P. Jozef hat die Instrumente auf diversen Flohmärkten zusammengetragen und damit begonnen, eine Jugendkapelle aufzubauen. Mittlerweile bekommt er Instrumente von verstorbenen Musikern angeboten, da viele Hinterbliebene bereits wissen, dass er sie brauchen kann.

Weitere Baupläne sind vorhanden. So hat ein junger Priester bereits vor Jahren auf dem Gelände des abgerissenen Krankenhauses mit den Fundamenten für ein Kinderheim begonnen. Problem: Bei den Behörden in Kiew ist das Krankenhaus noch als existent und denkmalgeschützt registriert. Wenn ich es recht verstanden habe, ist das Kinderheim mittlerweile hinfällig, aber die Schwestern der Pfarre möchten dort gerne ein Kloster bauen.

Am Ende der Abendmesse werden wir begrüßt und der Gemeinde vorgestellt. Danach gibt es noch einen zweistündigen Lobpreisgottesdienst („Jugendvesper“), der von der Musikgruppe vom Vormittag und einem jungen Priester sehr eindrucksvoll gestaltet wird.

Montag, 7.5.2007

Von Murafa nach Kamjanez-Podilsky

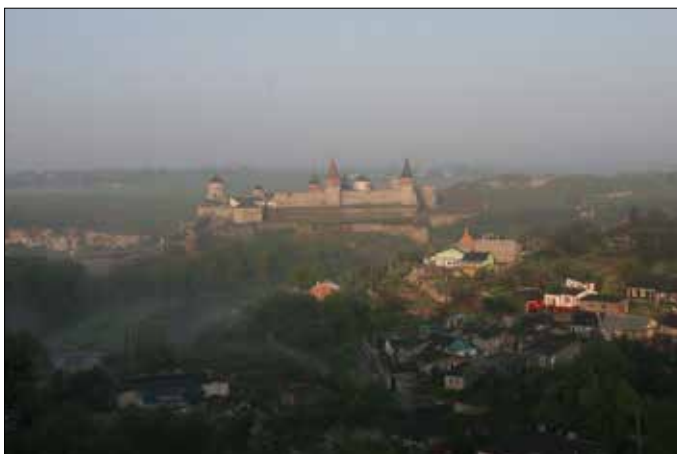
8.00 Uhr: Messe (ca. 30 Personen, vorwiegend alte Frauen und ein paar Männer), dann Frühstück.

Ca. 10 Uhr Abfahrt, zuerst zu den Franziskanern nach **Schargorod**. Fünf Brüder haben sich hier auf engstem Raum in der alten Sakristei ein Kloster eingerichtet: verwinkelt, enge Wendeltreppe, bis unters Dach ausgebaut. Die Kirche war von 1930-1941 von den Kommunisten zu einem Getreidespeicher umfunktioniert worden, wurde von den deutschen Soldaten wieder als Kirche reaktiviert und blieb danach als Kirche in Funktion. Die Brüder betreuen ähnlich wie die Priester in Murafa die Pfarre im Ort und 10 Außendörfer. Im kleinsten Dorf, wo es nur mehr alte Menschen gibt, haben sie außerdem ein Ferienlager für die Kinder aus den größeren Orten.

Fahrt nach **Kamjanez-Podilsky** ohne nennenswerte Vorkommnisse. Jausenrast unterwegs am Straßenrand. Ankunft hier ca. 14.30 Uhr. Unterwegs regnet es immer wieder leicht. Nach längerem Warten scheint P. Jozef unsere Nächtigung geregelt zu haben. Unser Verdacht: Er hatte uns bisher gar nicht angekündigt. Kurz sehen wir auch den Bischof.



Kamjanez-Podilsky ist die älteste Stadt der Ukraine. Unsere Besichtigungstour ist leider kurz: vorbei am alten Rathaus zur Stadtmauer mit Blick auf die mächtige Burg. Dann Fahrt über 20 km über den Dnjestr zu einer anderen alten Burg (Chotin). Kurz davor beginnt leider ein Gewitterregen. Wir warten eine halbe Stunde im Auto, bis der Regen nachlässt, dann Kurzbesichtigung der Burg, die eine gute Filmkulisse abgibt.



Abendessen, dann beziehen wir unser Quartier: ein neues Kloster der Schwestern, das noch vor der Fertigstellung steht: Blick auf die Burg und den den Stadtteil jenseits des Flusses – bei schönem Wetter sicher herrlich! Es regnet noch immer, deshalb verzichte ich auf die bisher einmalige Freiheit, die uns in Form eines Hausschlüssels zur Verfügung stünde, nämlich auf einen abendlichen Stadtspaziergang. Die Geschäfte haben ohnehin schon geschlossen. Ich hoffe, dass ich morgen in Czernowitz eine Möglichkeit finde, eine CD zu

kaufen. Hoffentlich ist morgen das Wetter einigermaßen passabel, denn außer Czernowitz wartet noch eine lange Fahrt durch schöne Landschaft (zurück über die Karpaten) auf uns!

Das einzige ausländische Kennzeichen, das wir bisher gesehen haben: vorgestern eine französische Autonummer auf einem Pferdefuhrwerk. ☺

Dienstag, 8.5.2007

Kamjanez-Podilsky – Czernowitz – Mukatschewe

7.00 Uhr Messe im Bischofshaus, Frühstück, 8.00 Uhr Abfahrt

Wir parken im Zentrum von **Czernowitz** und teilen uns dann für 1 ½ Stunden auf. Colette und ich drehen eine große Runde um das Zentrum: Rathaus, alte Synagoge (heute Kino), armänische Kirche, Nikolaikathedrale (orth. mit verdrehten Seitentürmen „á la Hundertwasser“) – alles nur von außen. Man bräuchte doch mehr Zeit und sollte sich vorher darauf vorbereiten. P. Jozef war dabei keine Hilfe, wir hatten eher Sorge, auf ihn aufpassen zu müssen. Er ist dann aber auch allein unterwegs, das passt gut so. Ich finde dann auch noch die alte Holzkirche (unterhalb der Nikolai-Kathedrale), außerdem ein Musikgeschäft, Bier und Käse – alles bestens!

Auch Czernowitz verdient, wenn man die Häuserfassaden anschaut, den Vergleich mit Wien durchaus, aber auch hier muss noch viel restauriert werden. Bei der Weiterfahrt fahren wir an einem Straßenbahn-Denkmal vorbei. Czernowitz war stolz darauf, 6 Monate vor Wien eine Straßenbahn zu haben, auch wenn sie wegen technischer Schwierigkeiten bald wieder eingestellt werden musste. Es dürfte sich wohl um die älteste Straßenbahn der Welt handeln.



Am Vormittag auf der Fahrt nach Czernowitz erzählt uns P. Jozef einen Teil seiner spannenden Lebensgeschichte, angefangen von seiner Kindheit (geb. 1936), dem geheimen Studium der Theologie neben dem offiziellen Studium als Bauingenieur, der geheimen Priesterweihe, dem Versteckspiel vor dem KGB, seinem offiziellen Wirken als Priester (nur Gottesdienste, keine Kinder- und Jugendarbeit, keine religiösen Aktivitäten) und seinen Aktivitäten im Untergrund in Kirgisien, Tadschikistan usw.

Unterwegs wieder Mittags-Jausenrast, dann geht es über Kolomea und Jaremtsche auf der Südroute über die Karpaten. In Kolomea steht direkt an der Straße eine schöne alte Holzkirche (Huzulenstil) – Fotostop – und etwas später wieder eine (vorbeigefahren). Der Landschaftscharakter ist hier ein ganz anderer als weiter nördlich bei der Hinfahrt: nicht so sanft und weich, sondern auf beiden Seiten des Passsattels ein tief eingeschnittenes Flusstal, durch das wir fahren. Auch der Charakter der Häuser ist hier wieder ganz anders: der Huzulenstil: mehrfach abgestufte Dächer auf allen vier Seiten mit diversen Giebeln und Gaupen, die sich dadurch ergeben, sowohl bei alten Häusern als auch bei den Neubauten, egal ob aus Holz oder gemauert. Leider bin ich wieder Chauffeur und kann nicht fotografieren, die paar Versuche aus dem Fahrerfenster misslingen, da sich die Schärfereinstellung der Kamera beim Weglegen verändert hat.

Auch durch Jaremtsche sollte man wohl nicht einfach so durchfahren. Hier scheint es auch eine Holzkirche zu geben. Der ganze Ort wirkt sehr touristisch – wenn ich mich richtig an die Vorbereitung zu Hause erinnere, ist hier der Ausgangspunkt für viele Wanderungen und vielleicht auch der Wasserfall, der im Führer angegeben ist.



Alte Holzkirche im typischen Huzulenstil

Zwischen Jaremtsche und der Passhöhe Schilifte und eine Motel-Anlage mit mehreren kleinen Hütten. Auf der Passhöhe halten wir bei den Souvenirständen. Hier gibt es allerlei aus Wolle, Fell und Leder (gefälschte Jacken, dicke Socken, Patschen, diverse Holz-Souvenirs u.ä.). Ich erstehe einen gewebten Gürtel (\$ 10,-), ein Teppich, der mir gefallen würde, ist mir für 100 Dollar doch zu teuer. Während der Rast beginnt es zu regnen, der Regen dauert während der ganzen Talfahrt an. Auf dieser Strecke gibt es dann viele Häuser mit bunten kleinen Schindeln, wie ich sie bereits aus dem moldawischen Teil von Rumänien kenne. Jedes zweite Haus wäre ein Fotomotiv, aber leider: erstens bin ich noch immer Chauffeur, zweitens Regen, drittens keine Zeit, denn bis Mukacevo sind es noch mehr als 200 km. In Dilowe (ca. 15 km südlich von Rachiv, nahe der rumänischen Grenze) halten wir dann aber doch kurz beim Denkmal für den geografischen Mittelpunkt Europas (den Geografen im 19. Jahrhundert errechnet haben wollen), obwohl es gerade wieder heftiger regnet. Es ist schon bedenkenswert für uns, die wir glauben, wir seien Europa, dass wir so weit nach Osten fahren müssen, um überhaupt zur Mitte von Europa zu kommen.



50 Kilometer fahren wir dann an der Grenze zu Rumänien entlang, die mitten im Fluss Tisa (Theiß) verläuft, ohne Brücke und Verbindung nach drüben. In der Ebene bzw. in den leicht hügeligen Ausläufern der Karpaten dann wieder vorwiegend der ungarische Häusertypus. Es hört auch wieder auf zu regnen. In einem Ort gibt es auffallend viele große und aufwendig gestaltete Häuser, viele noch im Rohbauzustand – vielleicht die Häuser reicher Roma („Zigeunerbarone“)?

Außer einer gewissen Schadensfreude über einen Autofahrer, der eine ganze Kolonne samt Polizeiauto überholt und erst nach Verfolgungsjagd von der Polizei gestoppt wird, einem kurzen Foto-stopp, um einen „Finger Gottes“ über ukrainischen Kirchen zu fotografieren, und einem Stopp, um am Straßenrand Wein zu kaufen, gibt es bis Schönborn keine nennenswerten Ereignisse. Hier kommen wir nach 20 Uhr (bzw. 19 Uhr „unserer“ Zeit) an.



